



Indianer um 1890: Tief drin scheinen wir uns nur in einem «Stamm» zu Hause zu fühlen. (BETTMANN ARCHIVE / GETTY IMAGES)

Mythos Kosmopolit

Der globale Aufstieg des Populismus und die Rückkehr nationaler Grenzen machen den Weltbürger nötiger denn je. Doch gibt es ihn überhaupt? Von Christoph Zürcher

Mit London wurde durch den Brexit ja nicht irgendeine Hauptstadt auf den Status einer nationalen Grossagglomeration zurückgestuft. Es erwischte ausgerechnet jene Stadt, die viele bis anhin für die kosmopolitischste Metropole der Welt gehalten haben, noch vor New York. Für das

Weltbürgertum muss das Schicksal Londons also zweifellos als ein herber Rückschlag bezeichnet werden.

Der Kosmopolit, der die ganze Welt als seine Heimat betrachtet, geniesst seit längerem schon hohes Ansehen. Im Wort Kosmopolit schwingt Pathos mit, es kommt oft in Laudationen und Nachrufen vor, wenn nur das beste Licht auf den Betroffenen geworfen werden soll. Diogenes, Herder, Kant, einige der grössten Denker des Abendlandes

erklärten den Kosmopolitismus zur nobelsten aller Gesinnungen und sahen es als notwendig an, dass die Entwicklung der Menschheit darauf hinauslaufe.

Eine Nummer zu gross

Wenn dem so sein soll, könnte man den Kosmopoliten zurzeit gut gebrauchen. Kosmopoliten sind für Multikultur und offene Grenzen.

Kosmopolitismus steht für das Gegenteil von Provinzialismus und Nationalismus. Die Stimme des Kosmopoliten wäre nützlich im Kampf gegen den globalen Aufstieg des Populismus und seiner Kernbotschaft der Abgrenzung wie auch beim Bemühen, aus Globalisierung und EU

endlich mehr werden zu lassen als reine Wirtschaftsprojekte. Doch gibt es ihn überhaupt? Oder ist der Kosmopolitismus vielleicht nicht doch eine Nummer zu gross, undenkbar, theoretisch zwar super, aber vollkommen lebensfremd? Man muss es befürchten.

Sicher, den Anschein des Kosmopoliten vermögen mehr und mehr Zeitgenossen zu erwecken. Sie wachsen multikulturell auf, haben in ihrem Curriculum Universitätsabschlüsse auf verschiedenen Kontinenten vorzuweisen, sprechen fünf Sprachen fließend, inklusive

zwei nicht Indogermanische, und wohnen heute hier und morgen sieben Zeitzonen weiter, ohne sich enturzelt zu fühlen. Die Wahrscheinlichkeit ist aber auch bei diesen globalen Nomaden gross, dass ihre Lebenswirklichkeit nicht der ganze Globus ist, sondern nur ein kleiner Bubble.

Auch in jenem Milieu, das von aussen gesehen Diversität und Weltoffenheit am ehesten lebt, zieht man das Vertraute dem Fremden

vor. Studie für Studie bescheinigt der globalen Klasse genau denselben Wunsch nach Homogenität und dieselbe Abgrenzung gegen das Fremde, wie ihn jene Kreise hegen, die wegen ihrer Angst vor «Überfremdung» von den Weltbürgern verachtet werden. Wer nicht

intelligent ist, wer keine erstklassige Ausbildung vorzuweisen hat, wer die aktuellen Geschmacks-codes nicht kennt und ja, ganz einfach, wer nicht genug wohlhabend ist, der hat in der *global class* nichts zu suchen.

Wie klein die Welt der Weltoffenen ist, zeigt auch die weltbürgerliche Presse. Die Zeitschrift «Monocle» zum Beispiel, an jedem Flughafenkiosk präsent und für die kosmopolitisch Ambitionierten ein Must-have-Accessoire, hat den Anspruch, ein globaler Lifestyle-Guide

zu sein. Und tatsächlich berichten die Autoren auch von den entlegensten Ecken des Globus. Doch die «Monocle»-Welt aus Hotel-Lounges, Kaffeebars und kuratierten Lebensmittel- und Modegeschäften sieht von Buenos Aires bis nach Kamtschatka überall

ziemlich gleich aus. Das «Monocle»-Universum ist zwar weltumspannend. Die Kultur wechseln muss man darin aber nicht. Die Leistung der Weltbürger-Presse besteht denn auch weniger darin, die ganze Welt abzubilden, als vielmehr zu verhindern, dass man seine

Welt jemals verlassen muss. Geleitet von Magazinen wie «Monocle» befindet man sich überall, wo man aus dem Flugzeug steigt, gleich wieder im selben Milieu. So erfolgreich wie die Zeitschrift ist, scheint das für sehr viele Leute sehr wünschenswert.

New York und Provinz

Nach dem Brexit stellte eine junge Frau aus London resigniert fest, dass sie mit ihren Altersgenossen in New York mehr gemeinsam habe

als mit jenen in der englischen Provinz, fünfzig Kilometer entfernt. Das ist wohl richtig. Städte wie Berlin, Paris und Los Angeles kann man da getrost auch noch dazuzählen. Jemand der nur zwischen diesen Einflussphären hin und her reist – ein Bewegungsmuster, das

insbesondere in der Kreativindustrie üblich ist –, sollte dementsprechend nicht dem Irrtum verfallen, sein Horizont sei per se viel grösser als der von jemandem, der zwischen London und einem Nest mit einem einzigen Pub auf dem Land hin und her pendelt. Es

könnte sich auch umgekehrt verhalten. Wenn es den Kosmopoliten wirklich gibt, dann ist er also eher selten anzutreffen, und auch eine Mitgliedschaft in dem, was man sich

angewöhnt hat, als Jetset zu bezeichnen, ist noch lange kein Garant für kosmopolitisches Bewusstsein. Aber warum fällt es auch den Vielgereisten und den Meilensammlern so schwer, wirklich kosmopolitisch zu denken und zu fühlen? Könnte es damit

zusammenhängen, dass es uns psychologisch schlicht überfordert, weil wir geistig doch noch immer in der afrikanischen Steppe am Lagerfeuer sitzen?

Diese Sicht der Dinge legt das neue Buch «Tribe. On homecoming and belonging» von Sebastian Junger nahe. Der Autor wählt garantiert nicht Trump. Junger wurde als Kriegsreporter berühmt und mit seinem Abenteuerbuch «The Perfect Storm» ziemlich reich. Er lebt in

New York City und reist die ganze Zeit, man könnte ihn als Kosmopoliten bezeichnen. Trotzdem vertritt Junger die These, dass sich auch der moderne Mensch nur in der überschaubaren Gemeinschaft wirklich wohl und zu Hause fühlt, in der mehr oder

weniger jeder jeden kennt, Traditionen geteilt werden und Solidarität nicht auf Institutionen delegiert, sondern zwischenmenschliche Lebenspraxis ist, kurz: im Stamm.

Wie gross die Anziehungskraft für die Urform des sozialen Lebens auch auf den modernen Menschen ist, zeigt für Junger unter anderem die Bilanz der interkulturellen Kontakte während der

Kolonialgeschichte, insbesondere jener Epoche, während der der nordamerikanische Kontinent zweigeteilt war, in eine sich rasch industrialisierende Gesellschaft und in die Stammesgesellschaften der Indianer, die sich in den 15 000 Jahren zuvor kaum mehr verändert hatten. Während Tausende den Annehmlichkeiten der Zivilisation

noch so gerne den Rücken kehrten und zu einem Indianerstamm überliefen, kam das Gegenteil so gut wie überhaupt nicht vor. Im Nordosten der jungen USA mussten zeitweilig für das Überlaufen zu den «Wilden» hohe Strafen festgesetzt werden, weil angesichts der

Verlockungen des Stammeslebens ganze Gemeinwesen auseinanderzufallen drohten. Ein weiterer Beleg für die Sehnsucht des Menschen nach dem Stamm

liefert Junger das Militär. US-Soldaten, zurück aus einem Kampfeinsatz, leiden heute in Rekordzahl an posttraumatischen Stresssyndromen. Ihre Erfahrungen können aber nicht traumatischer sein als jene früherer Generationen. Der heutige Soldat lebt viel

weniger gefährlich und ist viel weniger Gewalt ausgesetzt, als das US-Soldaten in Vietnam und erst recht im Zweiten Weltkrieg waren. Junger führt die Epidemie psychischer Erkrankungen von Veteranen denn auch nicht auf den Einsatz in Afghanistan oder im Irak zurück.

Schock kommt nachher

In einer militärischen Einheit leben Soldaten während Monaten oder gar Jahren in einer Gesellschaft, die zwar von aussen bedroht ist, in

der das Gefühl der Zusammengehörigkeit und ein kompromissloser Gemeinschaftssinn aber gerade deshalb sehr konkret erfahrbar sind. Der Schock, so Junger, ist nicht der Krieg, der Schock kommt nachher. Es ist die Wiedereingliederung nach einem Leben, das jenem in einem

prähistorischen Stamm sehr nahe kommen dürfte, in eine anonyme, hyperindividualistische Gesellschaft, die frei und wohlhabend und relativ sicher sein mag, deren Zusammengehörigkeit vielerorts aber oft einzig nur durch einen abstrakten Rechtsstaat garantiert wird.

Es gibt, was die Möglichkeiten des Weltbürgertums betrifft, also ein paar Fragezeichen. Aber vielleicht nicht für immer. Anthropologen wollen wissen, dass der Mensch 25 000 Jahre braucht, um sich genetisch an neue Gegebenheiten anzupassen. Nimmt man an, dass die Ersten unserer Spezies dem Stamm vor 10 000 Jahren den Rücken kehrten, kann es also nur noch 15 000 Jahre dauern bis zu den ersten geborenen Kosmopoliten.

Es sei denn, in der Zwischenzeit würden es tatsächlich zu einem Zusammentreffen der Menschheit mit Ausserirdischen kommen. Nicht nur Hollywood, auch die Wissenschaft ist überzeugt: Das wäre der Moment, in dem das globale Gemeinschaftsgefühl nicht länger nur

Theorie wäre.